

Jugend und Familie – mehr Kontinuität als Wandel?

Von Ulrike Popp und Klaus-Jürgen Tillmann

In welcher Weise sich die Lebenssituation von Jugendlichen seit den 60er Jahren verändert hat, ist von der Jugendforschung der Bundesrepublik differenziert analysiert worden. Die Hauptlinien dieses Wandels lassen sich als Wege

- von der Bildungsbeschränkung zur Bildungsexpansion
- von der sicheren Berufsperspektive zur Zukunftsunsicherheit
- von den klassenspezifischen Lebensbahnen zur Individualisierung

beschreiben. Die empirischen Belege für diese Prozesse – und die damit verbundene sozialwissenschaftliche Diskussion – lassen sich anderorts gut nachlesen (vgl. z. B. Fuchs 1983, Jugendwerk 1985; Krüger 1990; Tillmann 1986; Zinnecker 1985a, 1990), sie brauchen hier nicht wiederholt zu werden. In diesem Beitrag greifen wir einen Aspekt dieses Wandels heraus, indem wir die Familie als Lebensort von Jugendlichen betrachten. Uns interessiert: Wie hat sich seit den 60er Jahren die familiäre Lebenssituation von Jugendlichen gewandelt? Welche Veränderungen, aber auch welche Konstanten lassen sich ausmachen? Wir stellen diese Frage zu einem Zeitpunkt, in dem in den Sozialwissenschaften die Meinung vorzuherrschen scheint, die „klassische“ Kleinfamilie gehe ihrem sozialen Ende entgegen. So geht Beck davon aus, daß mit „der Zunahme von Scheidungen ... die Kinder nur noch in Grenzfällen in ihrer Geburtsfamilie“ aufwachsen (1990, S. 198) – und Liebau beschreibt die gegenwärtige Familiensituation der Jugendlichen anhand von steigenden Scheidungs- und sinkenden Kinderzahlen als extrem brüchig (vgl. Liebau 1990, S. 7). Weil wir eine solche Einschätzung auf den Prüfstand stellen möchten, werden wir in diesen Beitrag vor allem anhand „harter Daten“ (amtliche Statistiken, repräsentative Erhebungen etc.) festzumachen versuchen, was sich in der Struktur jugendlicher Herkunftsfamilien seit den 60er Jahren wirklich verändert hat. Welche pädagogische Bedeutung eine solche Betrachtung der „äußeren“ Familienstrukturen hat, soll abschließend diskutiert werden

Die Sachverhalte, um die es in unserer Analyse vor allem geht, sind weithin bekannt: Ehen in der Bundesrepublik bleiben zunehmend häufiger kinderlos, die Scheidungsraten sind in den letzten Jahrzehnten massiv gestiegen, zugleich ist die durchschnittliche Kinderzahl pro Familie gesunken. Uns interessieren diese generellen Trends nun allerdings in ihrer spezifischen Bedeutung für die Lebenssituation von *Jugendlichen*. Genauer: In welcher Weise wirken sich diese Trends auf die Familien aus, in denen gegenwärtig Jugendliche aufwachsen. Und da läßt sich zunächst einmal feststellen, daß einige familienstrukturelle Veränderungen unter diesem Aspekt schlicht irrelevant sind: 1961 waren 25,5 Prozent aller Ehen kinderlos¹, 1986 waren es 41,3 Prozent (Statistisches Jahrbuch 1965, S. 48; 1988 S. 67).

¹ Es macht einen erheblichen Unterschied, ob man a) nach der Zahl der Kinder zu einem bestimmten Zeitpunkt oder b) nach der endgültigen Kinderzahl einer Ehe fragt. Für die Frage nach der Geschwisterzahl ist ausschließlich die endgültige Kinderzahl (b) bedeutsam,

Weil nun aber in kinderlosen Ehen keine Jugendlichen groß werden, ist dies für die Lebenssituation von Heranwachsenden bestenfalls nebensächlich. In ähnlicher Weise muß man die Scheidungsraten betrachten: Heute (1986) wird jede 3. Ehe geschieden, 1960 war es nur jede zehnte (Wirtschaft und Statistik 1988 S. 292). Allerdings ist gleichzeitig auch der Anteil der *kinderlosen* Ehen, die geschieden werden, erheblich gestiegen; er liegt inzwischen bei 50 Prozent (Statistisches Jahrbuch 1988 S. 78). Das bedeutet, daß „nur“ von jeder 2. Ehescheidung Kinder oder Jugendliche betroffen sind. Und schließlich darf nicht übersehen werden, daß die Eltern der heute Jugendlichen überwiegend um 1970 geheiratet haben. Damals geschlossene Ehen sind (statistisch gesehen) weit stabiler als solche, die zehn Jahre später eingegangen wurden. Alle diese Hinweise sollen weder auf eine irgendwie geartete „Verharmlosung“ hinauslaufen noch soll damit die These eingeleitet werden, eigentlich habe sich gar nichts verändert. Es soll lediglich darauf aufmerksam gemacht werden, daß generelle demographische Trends sehr genau darauf zu befragen sind, welche Auswirkungen sich daraus für spezielle Gruppen – hier für Jugendliche – ergeben. Genau dies wollen wir im folgenden tun.

Familien werden kleiner

Während dieses Jahrhunderts ist die durchschnittliche Kinderzahl pro Ehe von fast vier auf unter zwei gesunken (vgl. Tippelt 1988, S. 623). Dieser langfristige Trend hat sich seit den 80er Jahren beschleunigt fortgesetzt: Zum einen bleiben immer mehr Ehen kinderlos, zum anderen ist in den Familien mit Kindern die durchschnittliche Kinderzahl gesunken. Im einzelnen: Von den Ehen, die zwischen 1958 und 1962 geschlossen wurden, blieben 13 Prozent kinderlos². 15 Jahre später (Eheschließungs-Zeitraum 1973 – 1977) ist dieser Anteil auf 18 Prozent gestiegen, für die nach 1975 geschlossenen Ehen wird er mit 20 Prozent angesetzt (vgl. Höhn 1989, S. 203). Dieser Trend, das hatten wir bereits erläutert, ist für die familiäre Lebenssituation der Jugendlichen ohne Bedeutung. Sehr wohl von Bedeutung ist aber, mit wieviel Geschwistern ein Jugendlicher aufwächst. Betrachtet man nur die Familien *mit* Kindern und fragt zu einem bestimmten Zeitpunkt (Querschnitt), wieviele Kinder in einer Familie aufwachsen, so ergibt sich folgendes Bild:

In der Familie leben zum Zeitpunkt der Befragung ...

	1961	1975	1986
... ein Kind	41%	42%	46%
... zwei Kinder	30%	36%	39%
... drei und mehr Kinder	39%	32%	15%
Gesamt	100%	100%	100%

(Quelle: Statistisches Jahrbuch 1965, S. 48; 1976, S. 64; 1988, S. 67)

öffentlich argumentiert wird, aber häufig mit der aktuellen Kinderzahl (a), die natürlich viel niedriger liegt.

² Siehe Anm. 1.

Auffällig ist somit vor allem, daß sich zwischen 1961 und 1986 der Anteil der „kinderreichen“ Familien (drei und mehr Kinder) mehr als halbiert hat, zugleich hat vor allem der Anteil der Familien mit zwei Kindern deutlich zugenommen. Nun muß man allerdings auch diese Statistik unter dem Aspekt unserer Fragestellung betrachten: Familien, die zum Zeitpunkt der Befragung ein oder zwei Kinder haben, können sehr wohl noch Nachwuchs bekommen, so daß die Kinder und Jugendlichen dann mit (weiteren) Geschwister(n) aufwachsen. Uns interessiert also vor allem die *endgültige* Kinderzahl pro Ehe. Hier läßt sich für die 80er Jahre feststellen: In 35% aller Ehen lebt nur ein Kind, in etwa 50% der Familien lebt ein Geschwisterpaar, in weiteren 15% leben drei oder mehr Geschwister (vgl. Höhn 1989, S. 203). Nun mag es für statistik-ungeübte Menschen verwirrend sein, aber diese Zahlen bedeuten keineswegs, daß 35 Prozent aller Kinder Einzelkinder sind – vielmehr liegt der Anteil deutlich niedriger. Um dies zu erläutern, ein einfaches Beispiel: Wenn in 50 Familien je ein Kind lebt, in 50 anderen je ein Geschwisterpaar, dann sind das zusammen 150 Kinder (= 100%). Daß von ihnen nicht etwa 50 Prozent, sondern nur 33,3 Prozent Einzelkinder sind, leuchtet unmittelbar ein. Rechnet man in entsprechender Weise die Angaben von Höhn über die Kinder pro Familie um, setzt man also die Zahl der Kinder als 100%, so ergibt sich: In den 80er Jahren wachsen in der Bundesrepublik etwa 22 Prozent der Kinder als Einzelkinder auf, etwa 51 Prozent als Teil eines Geschwisterpaares, etwa 27 Prozent haben mindestens zwei Geschwister³. Vor dem Hintergrund solcher Berechnungen (für alle Minderjährigen unter 18) werden dann auch Werte aus repräsentativen Jugendstudien plausibel, die sonst nur zu leicht auf Erstaunen oder Ungläubigkeit stoßen: Während in den 50er Jahren 13 Prozent der Jugendlichen als Einzelkinder aufwachsen, gaben in einer Repräsentativbefragung zu Beginn der 80er Jahre 15 Prozent an, Einzelkinder (geblieben zu sein) (vgl. Seidenspinner/Burger 1982, Tabelle 106). Selbst wenn dieser Anteil in den letzten Jahren um ein paar Prozentpunkte gestiegen sein sollte, so gilt dennoch die Feststellung Zinneckers, daß sich über die Generationen hinweg die familiären Geschwisterkonstellationen bei Jugendlichen „eher ähneln als voneinander differieren“ (1985b, S. 291). Die sorgfältige Analyse der Daten erlaubt somit die Feststellung, daß etwa 80 Prozent der heutigen Jugendlichen in einer Familie mit mehreren Kindern aufwachsen. Während die Zahl der „kinderreichen“ Familien deutlich abgenommen hat, ist der Anteil der Einzelkinder nur geringfügig gestiegen.

Familien gehen auseinander

Die Scheidungsrate ist einer der relevantesten Indikatoren für die Veränderungen von Familienstrukturen in der Nachkriegszeit: 1960 wurden 521.000 Ehen geschlossen, zugleich gab es 49.000 Scheidungen; das entspricht einer Scheidungsrate von 9,4 Prozent (vgl. Nauck 1989, S. 285). 1986 kamen auf 372.112 Eheschließungen 12.443 Scheidungen, was einer Scheidungsrate von 33 Prozent entspricht (Wirtschaft und Statistik 1988, S. 292). Mehr als ein Drittel aller geschlossenen Ehen

³ Bei der Umrechnung wurde für die Kategorie „drei und mehr Kinder“ ein Durchschnittswert von 3,5 unterstellt.

gehen inzwischen in die Brüche, die Scheidung wird zunehmend zu einer „normalen“ Station im Lebenslauf (vgl. Beck 1990, S. 197). Auf die Situation von Kindern und Jugendlichen wirkt sich dieser Trend allerdings nur in stark abgefederter Weise aus: Besonders „scheidungsanfällig“ sind junge, meist kinderlose Ehen, während in Ehen mit minderjährigen Kindern die Scheidungsquoten deutlich niedriger liegen: 1961 waren 42 Prozent aller geschiedenen Ehen kinderlos, 1986 waren es 50 Prozent (Statistisches Jahrbuch 1963, S. 52). Wechselt man die statistische Perspektive, so bedeuten diese Zahlen: Ende der 80er Jahre werden 10 Prozent der ehelich geborenen Kinder, bevor sie volljährig werden, zu „Scheidungswaisen“. Nimmt man den ebenfalls wachsenden Anteil unehelicher Geburten (1965: 5%, 1988: 10%), so ergibt sich ein Kreis von etwa 20 Prozent der Heranwachsenden, die mindestens für kürzere Zeit außerhalb der „normalen“ Zwei-Eltern-Familie leben (vgl. Schwarz 1990). Weil geschiedene oder ledige Mütter häufig (wieder-)heiraten, wird in vielen Fällen eine „Normalfamilie“ dann doch hergestellt (vgl. Höhn 1989, S. 202). Dem entspricht es, daß 1987 etwa 11 Prozent (1961: 8%) aller minderjährigen Kinder in der Bundesrepublik bei nur einem Elternteil – in aller Regel der Mutter – aufwachsen, 89 Prozent leben hingegen in „vollständigen“ Familien, bei deutlich mehr als 80 Prozent handelt es sich um die eigene Geburtsfamilie (vgl. Klemm u. a. 1989, S. 46; Schwarz 1990). Die bisherigen Angaben beziehen sich, weil es die Statistiken nicht anders hergeben, auf *alle* Minderjährigen bis zum 18. Lebensjahr. Was die Altersgruppe der Jugendlichen anbetrifft, so liegen für die erste Hälfte der 80er Jahre mehrere Repräsentativstudien vor. Sie zeigen, daß von den 15- bis 18jährigen weit über 90 Prozent mit ihren leiblichen Eltern in einer Familie leben vgl. Jugendwerk 1985/5, S. 171; Allerbeck/ Hoag 1985, S. 54). Dieser Anteil ist seit den 60er Jahren nicht gesunken, sondern gestiegen. Damit machen auch diese Zahlen deutlich, daß der allergrößte Teil der heutigen Jugendgeneration im Kontext einer „normalen“ (vollständigen und beständigen) Familie lebt. Was sich hinter dieser „normalen“ Struktur abspielt, ist damit allerdings nicht beschrieben.

Jugendliche verlassen ihre Familie

Weil in den fünfziger und sechziger Jahren immer mehr Jugendliche vor dem 20. Lebensjahr heirateten, wurde von Pädagogen und Politikern das Problem der „Frühehen“ diskutiert. Nun waren diese „Frühehen“ damals die einzige legitime Form des Zusammenlebens für junge Paare. Aufgrund dieses Trends sank zwischen 1950 und 1960 das durchschnittliche Heiratsalter um etwa zwei Jahre: bei Männern von 28,1 auf 25,9, bei Frauen von 25,4 auf 23,7 (vgl. Nauck 1989, S. 284 ff.). Damit wird noch einmal in Erinnerung gerufen, daß bis in die siebziger Jahre hinein der Auszug aus dem Elternhaus in aller Regel unmittelbar mit der Heirat und der Gründung einer eigenen Familie verknüpft war. Vor allem an dieser Stelle hat sich die jugendliche „Normalbiographie“ massiv verändert. Wenn Jugendliche heute aus dem Elternhaus ausziehen, so treten sie in „eine neue biografische Zwischenetappe“ (Krüger 1990, S. 119) ein, die sehr häufig als Partnerschaft ohne Trauschein gelebt wird. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft, häufig als „Ehe auf Probe“ verstanden, hat sich als neue Lebensform in spätem Jugendalter etabliert. Jugendforscher sprechen dabei auch von einem zweiten „psychosozialen Moratorium“

(vgl. Fend 1989, S. 103; Zinnecker 1985a, S. 38), das sich die Jugendlichen in der „Post-Adoleszenz“ schaffen, um die definitiven Rollenverpflichtungen einer Ehe hinauszuschieben. Etwa 50 der unter 26jährigen Paare leben inzwischen ohne Trauschein zusammen (vgl. Meyer/Schulze 1988, S. 338 f.). Weil das „Zusammenziehen“ längst nicht mehr mit der Heirat verknüpft ist, ist seit Mitte der siebziger Jahre das durchschnittliche Heiratsalter wieder gestiegen: Bei Männern von 25,3 (1975) auf 27,7 (1987) Jahre, bei Frauen im gleichen Zeitraum von 22,7 auf 25,2 Jahre (vgl. Nauck 1989, S. 284 ff.; Statistisches Jahrbuch 1989, S. 61). Nimmt man hinzu, daß in der gleichen Zeit die Schul- und Berufsausbildung zeitlich erheblich ausgedehnt wurde, so wird deutlich, in welchem starkem Maße sich innerhalb einer Generation die Abfolge der Lebensereignisse im Jugendalter verschoben hat (vgl. Krüger 1990).

Von diesen Verschiebungen ist auch die Herkunftsfamilie betroffen: Die räumliche Ablösung ist nur noch in seltenen Fällen eine Art „automatische“ Folge der Heirat. Sie ist vielmehr zu einem eigenständigen Schritt geworden, der aus sich heraus begründet und evtl. auch durchgefochten werden muß (vgl. Fuchs 1983, S. 356). Individuelle Entscheidungen führen dazu, daß der eine Jugendliche als „Familienflüchtling“ das Elternhaus bereits mit 18 Jahren verläßt, während eine andere als „Nesthocker“ mit 25 Jahren immer noch zu Hause lebt. Nimmt man hier die Mittelwerte, so läßt sich sagen: Seit den 50 Jahren hat sich der Auszug der Jugendlichen aus der elterlichen Familie zeitlich etwa um ein Jahr „nach vorn“ verlagert. Während in den 50er Jahren die Hälfte der Jugendlichen bis zum 23. Lebensjahr ausgezogen waren, ziehen mittlerweile 50 Prozent vor dem 22. Lebensjahr aus (vgl. Krüger 1990, S. 118). Repräsentativstudien der 80er Jahre zeigen, daß der Auszug aus dem Elternhaus erst vom 19. Lebensjahr an ein quantitativ bedeutsamer Sachverhalt wird, er wird dann von Mädchen im Durchschnitt etwas früher vollzogen als von den Jungen; denn der zu „erwartende Mehraufwand an Arbeit beim selbständigen Wohnen [hindert] Jungen eher als Mädchen daran, sich nach einer eigenen Wohnung umzutun“ (DJI 1989, S. 138). Dabei hat sich der in den 70er Jahren vorherrschende Trend zum früheren Auszug in den 80er Jahren nicht fortgesetzt. Damit spiegelt sich auch in diesen Daten eine recht hohe Stabilität: Trotz aller Verschiebungen in der jugendlichen Normalbiografie gilt auch am Ende der achtziger Jahre, daß bis zum 20. Lebensjahr mehr als 80 Prozent der Jugendlichen in ihrer Herkunftsfamilie leben (vgl. Tillmann 1990, S. 10).

Daß der Trend zum früheren Auszug sich in den 80er Jahren nicht fortgesetzt hat, dürfte mindestens zum Teil auf die verlängerte ökonomische Abhängigkeit der Jugendlichen zurückzuführen sein. Während in den 60er Jahren die große Mehrheit die Berufsausbildung spätestens mit 19 Jahren abgeschlossen hatte, haben sich im Zuge der Bildungsexpansion die Schul- und Ausbildungszeiten erheblich verlängert. Der längere Schulbesuch findet seine Entsprechung in der gleichzeitigen Abnahme der Erwerbsquote von Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren. Sie sank zwischen 1970 und 1985 bei den Jungen von 67 auf 48 Prozent, bei den Mädchen von 64 auf 41 Prozent (Statistisches Jahrbuch 1987, S. 62 f.). Heute gehen die meisten Jugendlichen dieses Alters noch zur Schule, sie haben daher kein eigenes Einkommen. Wer in diesem Alter bereits erwerbstätig ist, befindet sich meist in einer betrieblichen Lehre, die immer häufiger erst nach dem 20. Lebensjahr abgeschlossen werden kann. Die Ausbildungsvergütung reicht in aller Regel nicht aus, um eine eigene Wohnung zu

finanzieren. Nimmt man hinzu, daß Ende der 80er Jahre etwa jeder 5. Jugendliche ein Hochschulstudium aufnimmt (vgl. Max-Planck-Institut 1990, S. 380), so wird deutlich, in welchem Ausmaß sich die ökonomische „Unselbständigkeit ... lebenszeitlich verlängert hat“ (Krüger 1990, S. 119). Dies wird verstärkt durch die Jugendarbeitslosigkeit, die in den 60er Jahren weitgehend unbekannt war: 1960 waren 0,2 der Jugendlichen (unter 20 Jahre) arbeitslos, 1985 waren es 7,8% (vgl. Nauck 1989, S. 289 f.). Häufig handelt es sich um junge Leute, die nach Schule und Ausbildung keinen Arbeitsplatz fanden und deshalb von ihren Eltern weiterhin finanziell unterstützt werden. Unter solchen Bedingungen ist ein Auszug – selbst wenn er von allen Beteiligten gewünscht wird – kaum realisierbar.

Wie stimmig, wie bedeutsam sind diese Ergebnisse?

Wenn man Ende der achtziger Jahre fragt, in welchen familiären Strukturen Jugendliche leben, und wie sich diese Strukturen seit den sechziger Jahren verändert haben, so lautet die Antwort: Das Bild wird nach wie vor beherrscht von einer stabilen Herkunftsfamilie mit mehreren Kindern, in denen die meisten bis zum 21. oder 22. Lebensjahr verbleiben. Große Familien (drei oder mehr Kinder) sind deutlich seltener geworden, der Anteil der alleinerziehenden Eltern ist geringfügig gestiegen. Von einer drastischen Zunahme der Zahl der Jugendlichen, die in geteilten, aufgelösten, unvollständigen Familien leben (oder gar völlig außerhalb eines Familienverbandes), kann somit keine Rede sein.

Wir haben diese Analyse in den letzten Wochen mit einigen Hamburger Freunden diskutiert und fast ausnahmslos Ungläubigkeit geerntet; zugleich haben wir uns in ihren Augen wohl auch verdächtig gemacht. Wieso wir denn die „heile Welt der Familie beschwören wollen, wo doch jeder sehen kann, daß ringsum alles auseinanderläuft?“ fragt Gerhard (39), ein Jura-Professor, der seit acht Jahren in einer kinderlosen „eheähnlichen“ Verbindung mit einer Lehrerin lebt. Und Erhard (34), Uni-Assistent der Pädagogik, der mit Angelika (32) und zwei gemeinsamen Kindern ohne Trauschein zusammenlebt, hat wieder einmal den Eindruck, „daß man mit Statistik eben alles beweisen kann“. Uli (44), Gesamtschullehrer mit zwei fast erwachsenen Kindern aus erster Ehe, jetzt zusammenlebend mit Cornelia und ihrem vierjährigen Sohn (mit dessen Vater ist sie noch verheiratet), sagt: „Dann nennt doch mal aus eurem Bekanntenkreis ein Ehepaar, das seit zwanzig Jahren zusammenlebt und in dieser Zeit zwei oder drei Kinder großgezogen hat!“ Nach intensivem Überlegen fallen uns zwei solcher Paare ein; zugleich zählen wir mindestens zehn Freundespaare auf, die ihren privaten Lebensweg mit Kindern jenseits der einen einzigen „Normalehe“ gestaltet haben. Der Widerspruch zwischen den eigenen alltäglichen Erfahrungen und den hier ausgebreiteten Daten ist in der Tat eklatant, wie läßt er sich erklären? Bis zum Beweis des Gegenteils halten wir folgende Interpretation für einsichtig:

Bei den Daten, die wir hier präsentiert haben, handelt es sich jeweils um Ergebnisse repräsentativer Bevölkerungserhebungen. Wir haben somit von Mittelwerten und Gesamtverteilungen, nicht aber von spezifischen Lebenslagen gesprochen. Nun ist unter Kölner oder Hamburger Akademikern der Anteil der Jugendlichen, die in „unvollständigen“ Familien aufwachsen, sicher weit höher als unter Arbeiter-

kindern aus dem ländlichen Nordhessen. Der Abstand dürfte noch größer werden, wenn man sich bevorzugt auf Geistes- und Sozialwissenschaftler bezieht, die in Frankfurt oder Berlin an Schulen und Hochschulen tätig sind. Die Auflösung und Neuzusammenfügung von Beziehungen, Ehen, Familien ist in dieser „Szene“ keine Ausnahme mehr, sondern wird in fast jeder Biografie (mehrfach) vollzogen. Unser Verdacht ist nun, daß die Erfahrungen aus diesem (aus unserem) gesellschaftlichen Segment eine sehr große Chance haben, auch die sozialwissenschaftliche Sicht der Welt zu beeinflussen. Anders formuliert: Die Labilität von Ehen und Familien in der eigenen Umgebung wird nur zu leicht als ein gesellschaftliches Gesamtphänomen angesehen. Auf die Jugenddebatte bezogen und als Frage formuliert: Haben wir es wieder einmal damit zu tun, daß ein Segment der bürgerlichen Jugend zur Jugend insgesamt erklärt wird?

Doch nicht nur mit erstaunter Ungläubigkeit, auch mit kritischen Einwänden mußten wir uns auseinandersetzen: Ob denn eine solche statistische Analyse irgendeine pädagogische Bedeutung habe? Welchen Informationswert denn die Aussage habe, eine Familie sei „vollständig“ oder „unvollständig“, solange man überhaupt nicht wisse, in welcher Weise Eltern und Kinder in dieser Familie miteinander umgehen? Mit diesen Fragen wurde häufig der Verdacht verknüpft, daß es hinter formal korrekten Familienfassaden immer seltener positive Beziehungen zwischen Eltern und Jugendlichen, dafür immer mehr Konflikte und Distanzierungen gebe. Mit diesen Fragen und Vermutungen wird zunächst auf die begrenzte Aussagekraft unserer Analyse verwiesen: Wir haben bisher ausschließlich *Familienstrukturen* betrachtet; Strukturen setzen Rahmenbedingungen für das Zusammenleben, sie stellen den Kontext von Erziehungs- und Sozialisationsprozessen, sind mit diesen Prozessen aber keineswegs identisch. Daß der familiäre Rahmen für Jugendliche relativ konstant geblieben ist, haben wir aufzeigen können. Dies erlaubt aber keineswegs den Schluß, dies gelte auch für die Kommunikations- und Sozialisationsprozesse innerhalb dieses Rahmens. Nun ist man an dieser Stelle aber nicht nur auf Vermutungen angewiesen, sondern kann auf vielfältige Ergebnisse einer historisch-vergleichenden Jugendforschung zurückgreifen (vgl. vor allem Jugendwerk 1981, 1985). Der Abbau der autoritären Erziehungsmuster in der Familie wird in dieser Forschung ebenso nachgezeichnet wie die Etablierung und Ausdifferenzierung einer spezifischen Jugendkultur. Übereinstimmend berichten die Studien, daß das familiäre Zusammenleben zwischen Eltern und Jugendlichen in den 80er Jahren weit weniger konfliktreich als in den 60er Jahren ist; der inzwischen liberalisierte Lebensstil trägt dazu erheblich bei (vgl. Schütze 1983, S. 241 ff.; Oswald 1989, S. 368 ff.). Unsicher sind sich die Jugendforscher allerdings, ob sich aus diesen Daten eher auf einen solidarischen Familienzusammenhang oder eher auf ein freundlich-tolerantes „Nebeneinander“ in der Familie schließen lasse. Diese Studien erlauben etliche Interpretationen, so auch die, daß die Eltern zunehmend zu „Laufbahnberatern“ ihrer Kinder werden (vgl. Zinnecker 1990, S. 34), während die Jugendlichen – gleichsam als Gegenleistung – ihre Eltern in Fragen von Lebensstilen und adoleszentelem Habitus auf dem Laufenden halten. Allerdings bieten die vorliegenden Untersuchungen keinen Anhaltspunkt, um auf eine generelle Verschlechterung (zunehmende Entfremdung, sich verschärfende Konflikte, immer größere Distanz) des innerfamiliären Verhältnisses seit den 60er Jahren schließen zu können. Wenn überhaupt, dann deuten die Daten eher in die gegentei-

lige Richtung. Es gibt somit keine empirische Grundlage, um an die Stelle der (widerlegten) These von der „äußeren Auflösung“ der jugendlichen Herkunftsfamilie nun die These von einer „inneren Aushöhlung“ zu setzen.

Insgesamt verweisen unsere Argumente darauf, daß der Wandel im Verhältnis von Familie und Jugend sich mit spektakulären Überschriften kaum angemessen kennzeichnen läßt. Notwendig sind vielmehr differenzierte Binnenanalysen des familiären Lebens- und Kommunikationszusammenhangs. Obwohl hierzu in jüngerer Zeit einige eindrucksvolle Arbeiten vorgelegt wurden (so z. B. Burger/ Seidenspinner 1988) bleibt für die Jugendforschung hier noch viel zu tun.

Literaturverzeichnis

- Allerbeck, K. / Hoag, W.: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München 1985.
- Beck, U.: Der späte Apfel Evas oder Die Zukunft der Liebe. In: Beck, U. / Beck-Gernsheim, E.: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M. 1990, S. 184 – 220.
- Burger, A./Seidenspinner, G.: Töchter und Mütter. Ablösung als Konflikt und Chance. Opladen 1988.
- Deutsches Jugendinstitut (DJI): Familienalltag. Reinbek 1989.
- Fend, H.: Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt/M., 1988.
- Fuchs, W.: Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: Soziale Welt, Jg. 34 (1983), S. 341 – 371.
- Höhn, Ch.: Demographische Trends in Europa seit dem 2. Weltkrieg. In: Nave-Hertz, R./Markefka, M. (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band I (Familienforschung). Neuwied/Frankfurt 1989, S. 195 – 210.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltags-Kulturen, Zukunftsbilder. Hamburg 1981.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. 5 Bde. Opladen 1985.
- Klemm, K. u. a.: Bildungs-Gesamtplan '90. Weinheim und München 1990.
- Krüger, H.-H.: Zwischen Verallgemeinerung und Zerfaserung. Zum Wandel der Lebensphase Jugend in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945. In: Büchner, P. u. a.: Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich. Opladen 1990, S. 113 – 123.
- Liebau, E.: Jugend gibt es nur im Plural. In: Pädagogik, 42. Jg., Heft 7-8/1990, S. 6 – 9.
- Max-Planck-Institut für Bildungsforschung: Das Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland. Reinbek 1990.
- Meyer, S. / Schulze, E.: Nichteheliche Lebensgemeinschaften – Eine Möglichkeit zur Veränderung des Geschlechterverhältnisses? In: KZfSS, H. 2, 1988, S. 337 – 356.
- Nauck, B.: Demographische Entwicklung der Jugend in der Bundesrepublik Deutschland. In: Markefka, M.; Nave-Hertz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 2 (Jugendforschung). Neuwied/ Frankfurt/M. 1989, S. 273 – 292.
- Nave-Hertz, R.: Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Nave-Hertz, R. (Hg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1988, S. 61 – 94.
- Oswald, H.: Intergenerative Beziehungen (Konflikte) in der Familie. In: Markefka, M./Nave-Hertz, R. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2 (Jugendforschung). Neuwied/Frankfurt/M. 1989, S. 367 – 381.
- Schütze, Y.: Jugend und Familie. In: Krüger, H.-H. (Hg.): Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1988, S. 233 – 247.
- Schwarz, G.: Expertise Nr. 19 des 8. Jugendberichts. München 1990.
- Seidenspinner, G. / Burger A.: Mädchen '82. Hrsg. vom Deutschen Jugendinstitut im Auftrag der Zeitschrift Brigitte. Hamburg 1982.

- Statistisches Jahrbuch. Hrsg. vom Statistischen Bundesamt, Jg. 1963, 1965, 1976, 1979, 1986, 1987, 1988, 1989.
- Tillmann, K. J.: Schulzeit und Jugendalter – Zum Wandel von Sozialisationsprozessen seit 1960. In: Rolff, H. G. u. a. (Hg.): Jahrbuch der Schulentwicklung, Band 4. Weinheim 1986, S. 125 – 151.
- Söhne und Töchter in der Familie. Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation im Jugendalter. In: Pädagogik, Jg. 42, H. 7 – 8/1990, S. 10 – 15.
- Tippelt, R.: Kinder und Jugendliche im Spannungsfeld zwischen der Familie und anderen Sozialisationsinstanzen. In: Z.f.Päd., 34. Jg, Nr. 5, 1988, S. 621 – 640.
- Wirtschaft und Statistik, 17. Jg. (1965) H. 11 ; 40. Jg. (1988) H. 9. Stuttgart und Mainz.
- Zinnecker, J.: Jugend der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Epoche? In: Baacke, D./ Heitmeyer, W. (Hg): Neue Widersprüche. Weinheim und München 1985a, S. 24 – 45.
- Kindheit, Erziehung, Familie. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich, Bd. 3. Opladen 1985b, S. 97 – 292.
- Kindheit, Jugend und soziokultureller Wandel in der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsstand und begründete Annahmen über die Zukunft von Kindheit und Jugend. In: Büchner, P. u. a.: Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich. Opladen 1990, S. 17 – 36.